

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 52 (1958)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN – COMTES RENDUS

A. W. Ziegler : Monachium. Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte Münchens und Südbayerns. Mainz Verlag, München 1958. 288 S.

Die vom Ordinarius für alte Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät München herausgegebene und der jubilierenden Stadt zur 800-Jahrfeier gewidmete Festschrift vereinigt elf Aufsätze. Die ersten vier befassen sich mit den frühesten Geschichten Münchens und Südbayerns, die übrigen mit der neueren Kirchen- und Kulturgeschichte. Obwohl auch letztere durch die Mannigfaltigkeit der Themen und wegen der Zusammenhänge mit der Gegenwart (z. B. J. Michael Sailer am Jesuitengymnasium in München : Zur Seel-sorge Münchens im 19. Jahrhundert, Martin Deutingers Kunstphilosophie) aufmerksame Leser finden werden, beschränken wir unsere Besprechung auf die ersteren, zumal wegen ihrer Bedeutung für die spätantike und frühmittelalterliche Geschichte der benachbarten Schweiz.

H. Müller-Karpe, Konservator an der prähistorischen Staatssammlung, behandelt die archäologischen Zeugnisse des frühen Christentums in der Münchener Gegend. Für die römische Periode schließt er vorsichtig, daß der im 4. Jahrhundert festzustellende Wandel in der Ausrichtung der Gräber (nun von Ost nach West) sowie das Schwinden der Beigabensitte möglicherweise die Christianisierung der Provinzialbevölkerung ausdrücke (S. 13). Vermutlich lag das Münchener Gebiet im Bereich der Augsburger Diözese und gehörte damit zur Metropole Aquileja (S. 15). Die eingewanderten Bajuwaren wären wohl heidnisch und nicht arianisch gewesen. Ihre Christianisierung hätte sich ähnlich wie jene der Franken und Burgunder durch die römisch-christliche Bevölkerung vollzogen (S. 17 f.). Die Wanderprediger des 7. Jahrhunderts (Iroschotten und Franken) fanden also nicht Neuland vor. Seine Auffassung begründet der Verfasser durch das Studium der Denkmäler (Kirche von Mühlthal, von Aschheim, Kreuze, Schmuckgegenstände). Die zahlreichen, wenn auch in künstlerischer Hinsicht oft armseligen Funde, bilden ein willkommenes Vergleichsmaterial für die Geschichte auch unseres Landes. Ergänzungsweise, zu den Ausführungen über das Kreuz auf der Bronzeschnalle von München-Aubing (S. 36), sei auf eine 1950 in Tafers (Fr.) gefundene Gürtelschnalle hingewiesen, die in der *Ur-Schweiz* 15 (1951) S. 26 f. veröffentlicht wurde, ebenso auf eine weitere aus Morrens (Waadt), nach P. BUFFARD, *Nécropoles burgondes de la Suisse*. Genève-Nyon 1945, Pl. XIII, 1. Eines der wichtigsten Stücke der Münchener Sammlung ist die bronzenen Scheibenfiebel von München-Giesing (7. Jh.). Mit deren Deutung gibt sich

der Verfasser lange ab (S. 46-49) ; handelt es sich doch um die älteste Christusdarstellung Münchens. Das fast zur Unkenntlichkeit stilisierte Motiv wird als Krönung zweier Märtyrer durch Christus gedeutet. Der eingeschlagene Weg über die altchristliche Kunst ist durchaus richtig, weniger die Sicherheit, mit der die neue Lösung vorgetragen wird. Ich bin vielmehr der Ansicht, die beiden gekrönten Gestalten seien nicht Märtyrer, sondern zwei Eheleute. Der ikonographische, aus einem antiken Viktoria-Motiv entwickelte Grund-Typus ist freilich in beiden Fällen der nämliche. Während ich keine ähnliche Darstellung der Krönung eines männlichen und weiblichen Märtyrers kenne, sind solche Krönungen beider Gatten nicht selten z. B. auf Goldgläsern (Garrucci T. 196, 4 ; 198, 1-3 ; 188, 7 ; 197, 6 durch einen Genius gekrönt), auf Sarkophagen (Wilpert, Sarcofagi LXXIV, 2-3 ; LXXXIV, 1 statt Christus nur ein Kranz). Damit zu vergleichen sind die Darstellungen von Eheleuten überhaupt, sei es die Eheschließung (Christus an Stelle der Juno pronuba), sei es ihr Porträt, besonders auf Goldgläsern und Sarkophagen. All diese Denkmäler zeigen mit ganz wenigen Ausnahmen die Frau zur Rechten des Mannes, häufig mit ähnlichen Gebärden (Hände nach rechts) wie die Münchenerfibel. Dieser Vergleich legt auch die hohe soziale Stellung der Besitzerin der Fibel nahe, in deren Grab sie gefunden wurde. Ob auf dem Münchenerdenkmal der Mann kniet, ist sehr zweifelhaft und gegen die altchristliche Sitte (bei der Krönung). Die Verzerrung dürfte vielmehr die Wirkung der Stilisierung und des Raummangels sein. Man vergleiche damit etwa das gleichzeitige Metallblatt von Neapel, das C. CECHELLI, Il trionfo della Croce, Roma 1954, Fig. 82, abbildet. Die Fibel dürfte daher ähnlich den Goldgläsern ein Familienandenken gewesen sein, das ein altchristliches Motiv weiterführt.

H. Prof. *A. W. Ziegler* versucht in einer durch Klarheit und Scharfsinn ausgezeichneten Untersuchung eine Deutung von 24 auf südbayerischem Boden gefundenen Metallkreuzen (besonders in Eining a. d. Donau), deren Sinn bis jetzt rätselhaft geblieben war. Er datiert sie mit Paul Reinecke um 600 n. Chr., ohne die Möglichkeit eines römischen Ursprunges ausschließen zu wollen. Sie ständen mit der irisch-burgundischen Mission in Zusammenhang. Dies lege ihre Zeit nahe, die Kreuzverehrung und der Kreuzgebrauch durch diese Glaubensboten, die Ausübung des Schmiedehandwerkes, ihre Gepflogenheit, sich an Verkehrswegen wie Römerstraßen und Flüssen niederzulassen. Die Kreuze dienten zum Aufstecken, Auflegen, meist zum Handgebrauch, was aus den umgebogenen Fortsätzen und der Torsion des unteren Kreuzarmes gefolgert wird. Den aus Caesarius von Arles zitierten Texten über Kreuz und Taufe würde ich für den Gebrauch eines (materiellen) Handkreuzes bei der Taufspendung nicht allzuviel Bedeutung beimessen. Der Symbolismus des Kreuzholzes fand in den liturgischen Taufgebeten eine sehr häufige Verwendung. Ein wirkliches, wenig behandeltes Problem bildet die Schrägstellung mancher Kreuze. Im Anschluß an A. Grillmeiers umstrittenes Buch « Der Logos am Kreuz » und an das apokryphe Martyrium Petri erklärt sie der Verfasser (unter Form einer Hypothese) als Anspielung an die gefallene, von Christus angenommene Menschennatur. Der Missionar hätte mit solch konkreten Bildern das Geheimnis der Erlösung erklärt. Man könnte

umgekehrt eine Erklärung der Schrägstellung zuerst von der formalen Seite her versuchen. An eine bestehende Form hätte sich eine mystische Deutung anschließen können. Rein formal könnte sich die Schrägstellung aus der Form des T(bekanntlich ein altes Kreuzsymbol) in nordsemitischen Sprachen entwickelt haben (vgl. C. CECHELLI a. a. O. S. 191 f. Fig. 6. 8. u. S. 195 Fig. 30e f.) oder aber, was viel wahrscheinlicher ist, aus dem monogrammatischen Kreuz *, näherhin aus dem Buchstaben X. In der Numismatik ist dies bereits seit dem 4. Jahrhundert nachweisbar. Eine Liste bringt. C. M. Kaufmann in seinem Handbuch der christlichen Archäologie (1922) S. 622. Bei den vom Verfasser behandelten Kreuzen Nr. 29 und 30 ist die Ähnlichkeit auffallend ; doch sollte die Schrägung wohl von links nach rechts gehen.

Der bekannte Historiker Bayerns *P. Romuald Bauerreis* geht den ersten Anfängen der Jubiläumsstadt nach. Er sieht sie auf Grund einer breit angelegten Ortsnamen- und Lokalforschung in einer klösterlichen Siedlung, deren Mittelpunkt der sogenannte « Alte Peter » war. Um St. Peter lag Urmünchen, dessen amtlicher Name uns jedoch unbekannt ist. « Alte Peter », « Zu den Mönchen » sind volkstümliche Namen. Durch das nahe aufstrebende Schäftlarn dürfte das klösterliche Leben am « Alten Peter » schon vor 800 sein Ende gefunden haben. Damit wäre die Geschichte der Stadt, deren erste urkundliche Bezeugung aus dem Jahre 1158 stammt, um einige Jahrhunderte älter. Für die vergleichende Untersuchung (S. 90) ließe sich aus dem Gebiet der Westschweiz Münchenwiler (fr. Villars-les-Moines) und Münchenbuchsee anführen. In diesem bestand wohl schon vor 1100 ein Cluniazenser Priorat, in jenem seit dem 12. Jahrhundert eine Johanniter-Komturei. In beiden Fällen erklärt sich der Ortsname aus der Gegenwart einer Mönchsgemeinschaft.

O. PERLER.

M. H. Vicaire, O. P. : Histoire de saint Dominique. T. I : *Un homme évangélique.* T. II : *Au cœur de l'Eglise.* Paris, Editions du Cerf, 1957 ; 395 et 411 pages.

Ce livre est le fruit de nombreuses années de travail. En 1936 déjà, en collaboration avec son maître, le P. Mandonnet, le P. Vicaire publiait *Saint Dominique, l'idée, l'homme et l'œuvre*, deux volumes d'études de détail constituant sur bien des points la base de l'exposé d'ensemble qu'il nous donne aujourd'hui. Plus récemment, il éditait les documents du XIII^e siècle relatifs au fondateur des Prêcheurs (cf. cette Revue 1955, p. 253), et enfin, presque en même temps que les deux volumes que nous présentons aujourd'hui, il faisait paraître, en association avec Léonard von Matt, un album sur l'iconographie du saint.

Dans une introduction, l'auteur présente et apprécie les ouvrages parus sur saint Dominique à partir du XIII^e siècle. Abordant ensuite son sujet, il décrit longuement, en poète, la ville natale du saint : Caleruega. Sollicité par Diègue, prieur du chapitre d'Osma — qui, aidé par l'évêque du diocèse, était parvenu à introduire parmi ses chanoines la « régularité » (qu'ils seront, au XV^e siècle, les derniers à abandonner) — Dominique devient chanoine régulier. Il le restera toute sa vie. Il en conservera le costume, qui sera celui des Frères Prêcheurs.

Le voyage au Danemark qu'il entreprend avec Diègue (promu entre-temps au siège épiscopal d'Osma), chargé par le roi de Castille Alphonse VIII d'aller trouver une épouse pour l'infant Ferdinand¹, lui révèle les ravages causés par les Albigeois dans le comté de Toulouse. Le Saint-Siège a chargé les cisterciens de ramener les dissidants à l'orthodoxie ; mais ils ne réussissent guère et sont sur le point de se décourager. C'est alors que Diègue, qui a essayé en vain auprès d'Innocent III de se démettre de la charge épiscopale pour aller évangéliser les païens, les décide à adopter ses propres méthodes. Ils travaillent désormais ensemble, vivement appuyés par le nouvel évêque de Toulouse, Foulques, cistercien lui aussi.

Diègue rentre dans son diocèse (pour un temps seulement dans son intention ; en réalité, il ne reviendra plus). Dominique, calme, tenace, moins impétueux, plus réfléchi que son maître, poursuit la prédication seul, ou plutôt accompagné de ses premiers disciples. Il fonde à Prouille un monastère de femmes, qui lui servira de pied-à-terre et de lieu de repos : monastère double, d'orientation cistercienne quant aux sœurs et dont Dominique est le prieur. Pour l'instant, lui et ses disciples sont les prédicateurs diocésains de l'évêque de Toulouse. Leur tâche n'est plus exclusivement de combattre l'hérésie. Nous sommes en 1215, date qui est en réalité — on ne l'a pas suffisamment remarqué, souligne le P. Vicaire — celle de la fondation des Prêcheurs. Dominique se rend à Rome, au moment du concile de Latran, non pas pour obtenir l'approbation d'une constitution, mais pour faire confirmer par le Saint-Siège, pour lui et les siens, le titre de prédicateurs, pour rendre, en d'autres termes, son initiative indépendante du bon vouloir d'un évêque. Il n'est pas question de créer un ordre nouveau ; le concile vient d'ailleurs de l'interdire. S'il fallait accepter une règle, ce serait celle des prémontrés. Les projets de Dominique en réalité se précisent au contact de la vie et des leçons de l'expérience. Au cours d'un nouveau séjour à Rome, son idéal s'élargit : il veut faire de ses disciples un ordre de prédicateurs mis à la disposition non pas d'un diocèse seulement mais de l'Eglise universelle.

Ils ne sont encore qu'une poignée, mais Dominique n'hésite pas à les disperser : il les envoie dans différents pays, notamment à Paris et à Bologne, « les deux centres intellectuels de l'univers chrétien, qu'il choisit pour pivots de la société des Prêcheurs » (II, 84). « A Paris, son action a toujours été assez faible ; elle fut presque nulle en Germanie » (II, 301). Infatigable, malgré une santé déficiente, il visite ces maisons, il se rend à Toulouse, plusieurs fois à Rome, le point d'appui de son institution. Il réunit à Bologne un premier chapitre général, puis un second, et c'est là qu'il meurt, le 6 août 1221, n'ayant pas cinquante ans.

Le P. Vicaire entre dans les détails, mais son exposé n'est jamais aride, tout d'abord grâce à la présentation, qui est singulièrement vivante, et

¹ Contrairement à ce qu'on admet d'ordinaire, à la suite de Jourdain de Saxe, le P. Vicaire suppose que lors du second voyage, quand les envoyés d'Alphonse vinrent, cette fois-ci, querir la fiancée, celle-ci n'était pas morte, mais qu'elle était entrée au couvent, effrayée par les malheurs de sa tante, Ingeberge, répudiée, le lendemain même de son mariage, par Philippe-Auguste, qui lui préférait une concubine.

ensuite parce que l'auteur mêle habilement aux menus faits qu'il est amené à signaler des considérations empruntées à l'histoire générale de l'Eglise, voire même, à l'occasion, une appréciation sur un problème d'actualité.

Il explique la situation du clergé au moyen âge et l'évolution de l'institution canoniale en particulier. Il montre les haines qui divisaient alors les familles, les villes, les partis. Il donne son opinion — qui est celle d'un spécialiste — sur des questions discutées entre historiens : la vraie nature et l'extension de l'albigéisme, la moralité des Cathares, les Pauvres catholiques, les Humiliés, la personnalité de Raymond de Toulouse, de Simon de Montfort, la règle dite de saint Augustin (au sujet de laquelle le P. Vicaire rétracte l'opinion qu'il avait soutenue naguère, de son antériorité par rapport à la fameuse épître 211), le rôle d'Innocent III dans la fondation des Prêcheurs (on avait reproché au P. Mandonnet de l'avoir quelque peu exagéré), la pauvreté, que, plus il avance, plus aussi Dominique veut absolue, parce qu'il la juge indispensable pour répondre aux objections des Vaudois et des Albigeois ; aussi bien Honorius III finit-il par la lui accorder en 1219.

Le P. Vicaire conteste assez souvent en note des affirmations de H. C. Scheeben (qui, de son côté, lui avait reproché vivement certaines des conclusions de ses travaux antérieurs). M. Scheeben est quelquefois trop absolu ; il est porté à exagérer. Il procède parfois par anthithèse (le P. Mandonnet l'avait fait également une fois ou l'autre), c'est-à-dire que pour mieux préciser une tendance, une école, il dit non seulement ce qu'elle a été ou ce qu'elle voulait être, mais aussi ce qu'elle n'était pas. Le procédé est intéressant, mais délicat ; le P. Vicaire s'en est ordinairement abstenu. Il reconnaît d'ailleurs les mérites de celui qui, avec Berthold Altaner, sur le problème de la fondation des Prêcheurs, faisait ordinairement autorité en Allemagne. On le complètera désormais et on le corrigera par les deux volumes, plus nuancés, du P. Vicaire, qui a habilement utilisé les sources — toujours soigneusement indiquées en note, de même que les travaux particuliers — mais sans jamais les solliciter. Le lecteur suit, avec un vif intérêt, un récit qu'il sent tout proche de la réalité. Il voit progresser avec une étonnante rapidité l'œuvre de saint Dominique et se préciser le but que celui-ci s'était tracé dès le début, évolution qu'il était d'autant plus difficile de mettre en lumière que le saint ne s'est là-dessus jamais expliqué. Il fallait la longue et abondante connaissance du XIII^e siècle que possède le P. Vicaire pour nous donner cette brillante synthèse, qui couronne de longues, patientes et fructueuses recherches.

L. WAEBER.

Franz Xaver Kraus : Tagebücher. Hrg. von Hubert Schiel. Köln, Verlag J. P. Bachem 1957. xx-820 S., 8 Abb. DM 42.—.

H. Schiel, bekannt auch durch seine Forschungen über Joh. Michael Sailer, widmete Fr. X. Kraus bereits 1951 eine knapp gehaltene, doch substantielle biographische Würdigung : Im Spannungsfeld von Kirche und Politik. Gedenkschrift zum 50. Todestag auf Grund des unversiegelten Nachlasses. Wer sich diese eindrucksvolle Charakteristik vergegenwärtigte, war auf die Veröffentlichung der Tagebücher, nach Ablauf der 50jährigen Sperrfrist,

recht gespannt. Nun liegt der Band der Öffentlichkeit in einer sehr umfangreichen Edition vor, übrigens bei einem relativ sehr gedrängten Satz, der die Lesbarkeit nicht erhöht.

Unwillkürlich erinnert man sich der Veröffentlichung der Tagebücher, Briefe und Erinnerungen von L. v. Pastor, die der leider früh verstorbene Historiker W. Wühr unternahm. Sie war einer z. T. heftigen Kritik unterzogen worden, weil Wühr bloß Auszüge bot. Man sprach, vielleicht nicht ganz ohne Grund, von einer frisierten Ausgabe. Die vorliegende Ausgabe bildet in dieser Hinsicht ein Gegenstück. Nichts wurde gekürzt, ausgenommen in den ersten Teilen, die sich auf die Jugendzeit beziehen, bis zur Priesterweihe 1864. Ist aber der Leser nun völlig befriedigt? Niemand zweifelt an der Bedeutung des Gelehrten Kraus, niemand wird sich der Bewunderung der wissenschaftlichen Leistungen einer gesundheitlich schwer geprüften Persönlichkeit entziehen können. Und gewiß ist auch, daß hier in vielen Aufzeichnungen ein Seelengemälde ersteht, das den Psychologen gefangen nehmen dürfte. Aber ebenso wenig ist zu bezweifeln, daß sehr Wertvolles sich oft sehr zerstreut findet in Notizen, die wohl als Erinnerung für den Schreibenden wertvoll waren, heute aber kaum im ganzen Umfang Bestand haben. So muß sich der Leser durch vieles hindurchfinden, zumal K. ungewöhnlich viel Gewicht darauf legt, zeitweise Tag um Tag seine Begegnungen mit ganz verschiedenen gearteten Persönlichkeiten festzuhalten, Begegnungen, deren Bedeutung nicht immer faßbar ist, selbst wenn Sch. sich um die Identifizierung größte Mühe gab. Daß dabei gelegentlich auch Irrtümer unterlaufen, wird man dem Herausgeber zugutehalten (vgl. etwa die irrgen Daten zu Decurtins S. 374 Anm. 37 oder zu Franz L. Segesser Anm. 38: infulierter Abt von St. Leodegar!). Wäre es denn nicht vorzuziehen gewesen, trotz der Befürchtungen Schs., sich dem Vorwurf willkürlicher Kürzungen auszusetzen, Wesentliches von wirklich Unwesentlichem zu scheiden? Wie vieles berührt eigentlich bloß die Krankheitsgeschichte von K.! Wir gestehen allerdings, daß die Aufgabe des Herausgebers in diesem Fall nicht erleichtert worden wäre, aber anderseits hätte die Ausgabe durch stärkere Straffung an Lesbarkeit und Wert entschieden gewonnen.

Der Vielseitigkeit der Persönlichkeit dieses Gelehrten entspricht auch der Reichtum an Gedanken und Urteilen, die Mannigfaltigkeit der erörterten Probleme der Zeit. Wir müssen uns notgedrungen mit wenigen Hinweisen begnügen. Da ist einmal der akademische Lehrer, der auf seine Schüler sicher tiefen Einfluß ausübte. Unter ihnen fanden sich manche Schweizer, zumal aus Luzern. Josef Hürbin stand K. besonders nahe. Er griff auch wiederholt zur Feder, um seinen Lehrer zu ehren. Alois Lütolf, einer der besten Schweizer Historiker und Forscher, lernte K. bereits 1873 kennen. Decurtins galt K. als sehr talentvoll. Über ihn und dessen Freund Fr. L. Segesser urteilt K. « die sich offenbar mit meinen liberal-katholischen Ansichten immer mehr durchdringen » (473). Oft und oft besuchte K. die Schweiz, namentlich die Innerschweiz und das Engadin. Im September 1889 lernte er auch Freiburg kennen. Manche Naturschilderungen wird der eine und andere schätzen.

Einigen Einblick gewinnen wir hier auch in die gelehrten Forschungen von K. Gemessen am Ganzen ist das Ergebnis jedoch eher bescheiden. Den breitesten Raum nehmen Politik und Kirchenpolitik ein. Aber gerade hier zeigt sich die zwiespältige Natur, tritt der Subjektivismus von K. besonders stark hervor. Vieles ist durch Sch. im wesentlichen bereits bekannt geworden, klingt hier aber in schärferen Tönen auf. Wie oft ist von Ultramontanismus, von politischem Katholizismus die Rede, mit welcher Schärfe lehnt K. das Zentrum und seine Politik ab! Daß er nicht immer richtig sah und auffallend einseitig urteilte, wird niemand verkennen. Aber es muß doch betont werden, daß K. wiederum nicht selten Ideen wiedergibt oder entwickelt, die wirkliche Gedankentiefe bezeugen. K. gibt im Herbst 1889 das Urteil seines Freundes M. du Camp, eines französischen Schriftstellers, wieder: « Frankreich und Deutschland gingen viel besser zusammen, um den einzigen Feind europäischer Bildung und Freiheit, den Moskoviter, zu bekämpfen » (560).

Reizvoll sind gelegentlich Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten, so etwa jene P. Lacordaires (119), den K. als Zwanzigjähriger in Paris besuchte; ergreifend namentlich die Aufzeichnungen über Döllingers Tod (562 f.). « Eine größere Leiche liegt neben ihm: das ist unsere katholische Theologie. » Unmöglich ist es, hier die so wechselvollen Beziehungen zu den Päpsten und zur römischen Kurie, die kritische Haltung von Kr. gegenüber ihrer Politik, die Urteile über Bismarck näher aufzuzeigen oder gar den immer wiederkehrenden Auslassungen über den K. so nahestehenden Rosminikreis und dessen Gegner zu folgen. Einmal (Jan. 1891) bemerkt K. aus einem Gespräch mit P. Lockhart, einem englischen Rosminianer, « daß auch er die Demokratie als die Regierungsgrundlage der Zukunft erachtete ». Vieles ist beherzigenswert, anderes reizt zum Widerspruch oder kann niemals Billigung finden. Wer aber noch einmal ein schönes Beispiel guter Tagebuchführung kennen lernen will, lese, was K. über Kierkegaard schreibt (571 f.). Hochgefühl und düstere Stimmungen wechselten beim reizbaren Gelehrten ab. Versöhnend über manches in seinem Leben, das in diesen Tagebüchern in Intimstes führt, bleibt der unerschütterliche Wille zur Treue zu seinem Glauben und zur Kirche.

Der Herausgeber hat den Tagebüchern eine ausgezeichnete Einleitung vorausgeschickt, die Wesentliches aus seiner Biographie zusammenfaßt. Unnötig zu sagen, daß die ungewöhnlich reichhaltige Bibliographie von und über Kraus wie auch das trefflich gearbeitete Personenregister den Weg zu weiteren Forschungen ebnet.

O. VASELLA.

Johannes Stumpfs Schweizer- und Reformationschronik. II. Teil. Hrg. von E. Gagliardi, Hans Müller und Fritz Büßer. Quellen z. Schweizer Geschichte N. F. I. Abt. Chroniken, Bd. 6. Basel, Verlag Birkhäuser 1955. 389 S. br. Fr. 26.—.

Der vorliegende Band, der eigentlich erst 1956 erschien und aus uns unbekannten Gründen vordatiert wurde, schließt die Edition des bedeutenden Geschichtswerkes Stumpfs ab, des vor allem durch seine gedruckte schweizerische Chronik berühmt gewordenen Historiographen. Darüber wird sich

jeder Freund und Forscher der schweizerischen Reformation mit Recht freuen. Wie man weiß, ist ja die Reformationschronik bisher nur in einzelnen Teilen bekannt geworden, namentlich seit Dr. Leo Weisz sich mit ihr eingehender beschäftigte und die Biographie Zwinglis (vgl. S. 186 ff.) unter dem Titel : *Chronica vom Leben und Wirken des Ulr. Zwingli* (Zürich 1932) veröffentlichte. Weisz war es auch, der die Diskussion über die näheren Zusammenhänge der Zürcher Chronistik in der Reformationszeit erneut in Fluß brachte (vgl. die Besprechung des 1. Bandes in dieser Zs. 48, 1954, 210-12). Wir erinnern erneut daran, um damit die Bedeutung der vorliegenden Ausgabe in das gebührende Licht zu rücken. Sts. Darstellung ist ja, was nicht überraschen kann, Parteigeschichte, aber trotzdem darf gesagt werden, daß er im Vergleich mit Johannes Keßler weit weniger angriffig und einseitig schreibt.

Der Text wird unverkürzt geboten, mit einer Einschränkung freilich, daß nämlich in allen Fällen, wo St. lediglich Abschriften von bereits gedruckten Texten bietet, seien es Mandate oder Ausschreiben oder sonstige Aktenstücke, entsprechende Hinweise auf einschlägige Quellenpublikationen gegeben werden, etwa auf die Eidgen. Abschiede, auf Aktensammlungen zur Reformationsgeschichte oder auch Bullinger Reformationsgeschichte, endlich auch auf Schottenlohrs Bibliographie (vgl. zahlreiche Beispiele, bes. bemerkenswert 73, 294, 324). Gelegentlich fehlt ein notwendiger Hinweis, so für die von St. erläuterte Satzung der Stadt Zürich für die Bäcker und Wirte auf dem Lande (St. 278), die Egli unter No. 1816 im Auszug aus der Original-Missive bringt. Das Epigramm auf Joh. Oekolampad bietet E. Staehelin, *Briefe und Akten zum Leben Oek. II* (Leipzig 1934) 720 nach einem Basler Druck von 1532, was nicht hätte übersehen werden dürfen (vgl. auch die Texte, die Staehelin unter No. 978 aus Stumpfs Chronik, hier 262 f., 264 f., bietet). Im vorliegenden Druck des Epigramms 264 Z. 7 soll es heißen : *sine*, nicht *fine* *rogare*, Z. 22 wohl *iniungit*, nicht *inungit*, Z. 28 wohl *precipi*, nicht *preripi*, Z. 30 : *preconia*, nicht *precoma*. Das Epitaph Zwinglis von Heinr. Wölflin (St. 199) findet sich bei Val. Anshelm Bd. 6, 99 f., jenes des Laurentius Agricola aus Winterthur (203) in der Chronik des Laur. Bosshart 288 f. Die Editoren haben eher zuviel auf Wörterklärungen Bedacht genommen, zu wenig auf Quellennachweise, was für die Kenntnis der Selbständigkeit Sts. nicht unwichtig gewesen wäre. Vereinzelt begegnet man auch wenig sinnvollen Anmerkungen (s. 279 Anm. 4 : *subscriperunt*/*subscriptis*/*subscripsit*?) Diese Ausstellungen wollen das Verdienst der Bearbeiter nicht etwa über Gebühr herabsetzen. Allein da und dort wäre doch mehr Umsicht und Sorgfalt denkbar gewesen.

Der Text dieses 2. Bandes umfaßt 7 Jahre, die Zeit von 1528-1534. Natürlich wendet sich das Interesse des Geschichtsschreibers St. vor allem den Hauptereignissen der Zeit zu : der Burgrechtspolitik, den Siegen des neuen Glaubens in einzelnen Orten und in den gemeinen Vogteien bes. 1529, den beiden Kappelerkriegen. Sehr eingehend wird der 2. Müsserkrieg behandelt (111-131). Allein die Chronik lenkt unsere Aufmerksamkeit eher auf die Zeit nach dem 2. Kappelerkrieg mit der Krise, die durch die Niederlage Zürichs heraufbeschworen wurde (265 ff.), der Schilderung der Rekatholisie-

rung Rapperswils (249-54) und der Bündnispläne des Papstes (300-302). Auffallend ist die Notiz über Propst Joh. Bodler, den bedeutenden Gegner der Neugläubigen in Luzern (333). Da bleibt St. nüchtern Berichterstatter über das glimpflich verlaufene Unglück, während er dann allerdings über den Urner Ammann Jakob Troger scharf genug herfällt (334 f.). Wie andere Chronisten streut auch St. mancherlei über Naturereignisse, Witterungsverhältnisse, Krankheiten (englischer Schweiz) u. ä. m. in seine Darstellung ein. So lesen wir auch eine Notiz über die Aufführung des Spiels vom reichen Mann und dem armen Lazarus in Zürich vom Jahre 1529 (45).

Der reiche Inhalt ist damit nur knapp angedeutet. Möge der Dank an die Bearbeiter darin seinen besonderen Ausdruck finden, daß diese Edition die Erforschung der ungemein problemgesättigten Zeit und namentlich auch der zu wenig aufgehellten inneren Beziehungen ihrer Geschichtsschreibung aufs neue belebe.

O. VASELLA.

Ernst Staehelin : Dewettiana. Forschungen und Texte zu Wilh. M. Lebrecht de Wettes Leben und Werk. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn, 1956. 222 S. Kart. Fr. 16.60.

Mit diesem Band verfolgt St. die Absicht, die Grundlagen für eine umfassende Darstellung des Lebens des s. Zt. einflußreichen Theologen der Universität Basel zu schaffen. Diesem Ziel wird er dadurch gerecht, daß er, gleichsam in Form eines Abrisses, in einem 1. Teil die Daten des überaus wechselvollen Lebens, das sehr vielseitige Schrifttum und die Briefe de Wettes verzeichnet, und zwar abschnittsweise entsprechend den wichtigsten Lebensabschnitten de Wettes. Natürlich werden dabei auch ungedruckte Schriften und sonstige Manuskripte einbezogen. Wer sich vergegenwärtigt, daß de Wette Privatdozent in Jena (1805-07), Professor in Heidelberg (1807-10) und in Berlin (1810-19) war und 1822, nach einer Zeit der Bedrängnis, an die Universität Basel berufen wurde und hier bis 1849 lehrte, daß er außerdem nicht nur theologische Werke, Aufsätze und Predigten veröffentlichte, sondern auch als Dichter von Schauspielen und Operntexten hervortrat, der wird das methodische Vorgehen Sts. durchaus verstehen. Hinter allem steht ein unermüdlicher Einsatz, den Nachlaß möglichst vollständig zu erfassen.

Ein zweiter Teil bringt unter dem Titel: Ausgewählte Texte aus und zu de Wettes Leben und Werk, namentlich eine große Zahl von Briefen aus der Zeit von 1798-1849, die noch folgenden Stücke beziehen sich auf spätere Äußerungen, auf die unter seinem Namen errichtete Stiftung und den Bau der nach ihm benannten Straße in Basel. Es hält schwer, den Gehalt dieser Briefe in seiner Bedeutung auch nur einigermaßen aufzuzeigen. Leichter greifbar ist er mittels der Persönlichkeiten, namentlich der Theologen, mit denen de Wette eifriger korrespondierte (so Jak. Friedr. Fries, Fr. Schleiermacher, Alex. Schweizer u. a. m.). Wieviel besagt die Tatsache, daß eines der befürwortenden Gutachten anlässlich der Berufung de Wettes nach Basel an Wilhelm Snell gerichtet war (Nr. 61 : Gutachten des Heidelberger Theologen Chr. Schwarz). Nicht weniger aufschlußreich ist die Eingabe von 4 echten

Baslern der theol. Fakultät an den Kleinen Rat, von einer Berufung abzusehen (Nr. 68, S. 111).

Wohl nur wenige haben die geistige Haltung de Wettes so trefflich charakterisiert, wie die beiden so verschiedenen Persönlichkeiten Al. Biedermann und Alex. Vinet. Biedermann nannte de Wette zwar einen trefflichen Lehrer, dem aber wenige bis zum Ende treu blieben, was offenbar de Wette selbst empfand und gegenüber Fries offen eingestand (Nr. 157 f., 1842). Dreizehn Jahre früher schrieb Vinet an Charles Monnard über den Kirchenhistoriker Karl Hagenbach und de Wette anlässlich ihrer Ernennung zu Ordinarien u. a. : « En quoi ils se ressemblent, c'est dans la tendance négative de leur enseignement ; ils démolissent à merveille... », und an einer anderen Stelle heißt es : « Ce que nous voyons clairement, c'est que les jeunes théologiens formés à cette école ne seront jamais des pasteurs, quoiqu'on puisse leur en donner le titre... » De Wettes Lehren galten Vinet « si vagues, si incohérentes. » Wenn die Briefe derart charakteristisch sind, rechtfertigt sich ihr erneuter Abdruck. Doch verdanken wir St. nun die Kenntnis zahlreicher, bisher unbekannter oder doch nur an entlegener Stelle abgedruckter Briefe. Der Wert dieser Publikation bemüht sich nach der Persönlichkeit de Wettes, und daß diese in den damaligen Dezennien einen namhaften Einfluß an der Universität Basel und darüber hinaus ausgeübt hat, wird wohl niemand bestreiten wollen. So durfte das Buch auch mit Recht in der Reihe : *Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel*, hgg. zum fünfhundertjährigen Jubiläum 1460-1960, erscheinen.

O. VASELLA.

Chanoine Emmanuel-Stanislas Dupraz : La Cathédrale de Lausanne, Histoire — Art — Culte. Lausanne, librairie « Notre-Dame », Lombard et Ryter 1958. 312 p. 15 fr. 55.

Ce livre de M. le curé de Poliez-Pittet est la réédition, remaniée et modifiée dans son plan, du volume aujourd’hui épuisé que, sous ce même titre, avait publié en 1906 son oncle, Mgr Dupraz, curé d’Echallens. Destinant son ouvrage « au lecteur moyen », l’auteur a laissé de côté les parties du livre de Mgr Dupraz (les deux tiers environ) qui lui paraissaient ne devoir intéresser que l’historien de profession. Il a fait abstraction des notes. « Pas de trouvailles, de découvertes historiques nouvelles », mais « le tout ordonné et classé avec grand effort de clarté. Ceci est certainement inédit, comme sont inédits et bien personnels les deux derniers chapitres du livre » (piété mariale, survivance du culte de Notre-Dame de Lausanne) « ainsi que plusieurs parties des chapitres précédents » (p. XIII).

S’il a opéré des suppressions dans l’ouvrage de son prédécesseur, M. Dupraz a par contre utilisé les travaux parus au cours de ce dernier demi-siècle, en particulier le beau volume du docteur Bach : *La Cathédrale de Lausanne* (dans les *Monuments d’Art et d’Histoire de la Suisse*) agrémentant parfois ses citations de remarques et de souvenirs personnels ainsi que de quelques digressions.

Il n’est pas question, dans le livre de M. Dupraz, de la cathédrale seulement en tant que bâtiment, mais aussi et même plus encore du clergé qu’elle

abritait, des institutions dont elle constituait le centre et la raison d'être : les évêques, les chanoines, le clergé inférieur, leurs demeures, la maîtrise des Innocents, les écoles, les confréries, les corporations, les œuvres de charité, la vie religieuse. M. Dupraz a même un chapitre sur la communauté protestante à laquelle la cathédrale sert actuellement de lieu de culte.

Quelques petites remarques : M. Dupraz ne semble pas avoir eu connaissance de l'étude publiée dernièrement par M. Gramm à l'occasion de l'inauguration des nouvelles orgues de la cathédrale, ni de l'important ouvrage de M^{me} Beer sur la Rose du transept sud (6^e vol. des *Berner Schriften zur Kunst* 1952). A propos des évêques (pp. 159-160), il ne faut plus parler de Gui de Merlen, mais de Gui de Maligny (localité des environs d'Auxerre, qui, en latin, se dit *Merleniacum*) ni de François de Montfalcon, mais de François Prost ou Prévôt de Virieu-le-Grand, dans le diocèse de Belley (M. Max. Reymond s'est rétracté à ce sujet, RHV 1921, p. 363). Il eût été bien de préciser que c'était Félix V — dont l'aventure est très bien exposée par l'auteur — qui avait créé Louis de La Palud cardinal et évêque de Maurienne, et Jean de Prangins évêque d'Aoste. Il faut, après les travaux du chanoine Quaglia et de M. André Donnet, renoncer à rattacher saint Bernard du Mont-Joux à la famille de Menthon (p. 87). Mgr de Strambin n'a jamais résidé à Besançon (p. 260). Pourquoi Cuno d'Estavayer ? (p. 182). 1235, à la p. 196, est une erreur de date. Le manuscrit de la Visite de 1453 ne se trouve pas aux Archives cantonales vaudoises mais à la Bibliothèque de la Bourgeoisie à Berne (p. 204).

M. Dupraz a ses auteurs préférés, auxquels il se plaît à décerner des éloges. Il aime donner la parole à ceux, protestants ou incroyants, qui viennent corroborer une thèse qui lui tient à cœur. Il dit très haut la légitime admiration que lui inspire la merveilleuse cathédrale de Lausanne, et la douzaine de belles photographies de M. Gaston de Jongh, réparties au cours du volume, contribueront à la faire partager par les lecteurs. Ceux-ci, au vu de la ferveur des populations du Pays de Vaud pour la Dame de Lausanne et du souvenir nostalgique qui en est demeuré longtemps encore après la Réforme, verront s'accroître leur dévotion à la Vierge, culte que M. le chanoine Dupraz associe si étroitement à son amour pour sa patrie vaudoise.

L. WAEBER.

Jacques Burdet : La danse populaire dans le Pays de Vaud sous le Régime bernois. (Publications de la Société suisse des Traditions populaires, Vol. 19.) Verlag G. Krebs, Bâle 1958. 207 p. 14 fr. 50.

Préparant un ouvrage sur la musique dans le Pays de Vaud sous le régime bernois, M. Burdet a été amené à étudier un des aspects accessoires de son sujet : l'activité des ménétriers, professionnels ou amateurs, engagés par des groupes qui voulaient se livrer à la danse. Avec une patience qui pourra même paraître excessive, il a dépouillé plusieurs centaines de registres de procès-verbaux des consistoires appelés à porter un jugement sur les transgressions commises en la matière. Peu nombreux pour la période de 1536 à 1600, ces recueils abondent à partir surtout du milieu du XVII^e siècle.

L'auteur a examiné ensuite les collections des mandats et ordonnances souveraines provenant des différents bailliages, conservées soit à Berne, soit aux Archives cantonales vaudoises. (Il les reproduit en appendice, pp. 167-199).

De l'étude de M. Burdet se dégage d'une part l'extrême sévérité avec laquelle LL. EE. de Berne, soucieuses de faire respecter les exigences de la morale et — elles le disent plus d'une fois — d'épargner ainsi au pays les calamités permises par le Ciel, interdisaient la danse. A peine y avait-il une exception pour les jours de noce. Les punitions, sous forme d'amendes, étaient appliquées avec une impitoyable rigueur, même à l'égard de ceux qui franchissaient la frontière pour aller, sur territoire fribourgeois, danser à l'occasion de nos « bénichons ». La sentence était tout au plus légèrement atténuée s'il s'agissait de femmes ou de danse entre gens de même sexe.

L'autre fait qui ressort non moins nettement du travail de M. Burdet, c'est la frénésie — c'est le terme dont il se sert —, le besoin incoercible de danser qu'éprouvait la population, malgré les châtiments auxquels elle se savait exposée. Il semble même qu'elle ne se souciait que médiocrement de prendre des précautions pour que ces sauteries — qui se pratiquaient souvent à domicile, dans une grange, un battoir, une salle de classe, une cave, dans une forêt ou même dans un cimetière — échappent aux investigations de la police ou aux dénonciations de voisins rigoristes ou peu charitables.

M. Burdet a pris la peine de dresser la liste des ménétriers qu'il a rencontrés. Il en énumère plus de six cents ! Il précise le genre d'instruments utilisés : principalement le violon, mais aussi le fifre, la flûte, la cornemuse, la clarinette, le tambourin, instruments qui étaient souvent confisqués ou même détruits par l'autorité.

M. Burdet a certainement épousé son sujet. Bien que les textes qu'il cite tout le long de son étude se répètent nécessairement, son ouvrage est intéressant du point de vue des traditions populaires (ce qui lui a valu un prix de la part de la Société vaudoise d'histoire et d'archéologie). Il révèle d'autre part au moraliste — et c'est par ce côté qu'il touche aussi à l'histoire ecclésiastique — à part un besoin qui est de tous les temps, une sévérité législative bien éloignée de celle que sont en mesure d'appliquer nos autorités d'aujourd'hui.

L. WAEBER.

Kapuzinerkloster Schüpfheim 1655-1955. Gedenkschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens. Hrg. von Thaddäus Vonarburg. Buchdruckerei Schüpfheim 1957. 135 S. 16 Tafeln. Kart. Fr. 7.85.

Wer zunächst die im Urteil sorgfältig ausgewogene, quellenmäßig gut unterbaute und flüssig geschriebene Gründungsgeschichte dieses Klosters aus der Feder des tüchtigen Ordenshistorikers P. RAINALD FISCHER liest (1-34), wird sich rasch inne, daß hier nicht bloß eine eilig verfaßte Gelegenheitsschrift vorliegt. Die Gründungsgeschichte führt uns in die bewegte Zeit des Bauernkrieges von 1653. Frühere Pläne, auf die F. hinweist, mißlangen. Der Hauptakzent der Studie liegt indessen auf der behutsamen Würdigung der Vermittlungstätigkeit der Kapuziner während der großen Krise auf der

Luzerner Landschaft. Beschlossen wurde die Errichtung des Klosters 1654 auf ausdrücklichen Wunsch des Luzerner Rates, mit der ohne Scheu vorgetragenen Begründung, sie sei zur Beruhigung der Bauern notwendig ; denn Enttäuschung und Mißtrauen gegenüber der städtischen Obrigkeit wirkten noch lange nach und saßen so tief, daß der Luzerner Rat sich schriftlich für die Übernahme der Bau- und Unterhaltskosten verbürgen mußte. Übrigens verdanken wir F. auch eine knappe, aber alles Wesentliche erfassende kunstgeschichtliche Schilderung der renovierten Kirche und der Kapellen sowie ihrer Ausstattung. Die Renovation bezog sich übrigens auch auf den Friedhof, und sie gibt ADOLF HÜPPI Anlaß zu manchen beherzigenswerten Ideen zu einer neuen und schöpferischen Gestaltung von Friedhöfen überhaupt, die aus einem intensiven Studium dieser Probleme fließen (113-124). Der Herausgeber selbst vermittelt uns manches Wissenswerte aus der späteren Geschichte des Klosters : die Schilderung, auf Grund der Aufzeichnungen des damaligen Guardian, der furchtbaren Katastrophe von 1715, eines Blitzschlages, der außerordentlichen Schaden anrichtete und mehreren Patres das Leben kostete, sowie der Zerstörungen, welche die während des Sonderbundskrieges einbrechenden Berner Truppen in Kirche und Kloster anrichteten, wahrlich kein Ruhmesblatt eidgenössischer Disziplin ! (94-99). Besonders dankbar sind wir dem Herausgeber, unter dem Gesichtspunkt auch des Brauchtums, für die Mitteilungen über das Käsealmosen und die Institution des Klostervaters (76-87), schließlich auch über die Wallfahrtsseelsorge im Hl. Kreuz, einer weitbekannten Gnadenstätte (59-64). Mit Recht wird auch die soziale Seite in der Tätigkeit der Kapuziner einbezogen, ob es sich um die Betreuung des entlegenen Bergdorfes Sörenberg (53-59, P. DAMASUS KOCH), des Bürgerheims (64-73, P. AUREL FLAMMER) oder des Kinderheims (73-75, P. GAUDENZ KOCH) handelt. FRANZ WIGGER weist in einer knappen Übersicht nach, wie ausgebreitet der Wirkungskreis der Kapuziner infolge der wachsenden Zahl der Seelsorgestellen geworden ist. Als Ganzes gewinnt diese treffliche, geschmackvoll ausgestattete Gedenkschrift, trotz mancher Ungleichheiten in den Beiträgen, ihre innere Geschlossenheit in derselben Wertschätzung des verdienten Ordens.

O. VASELLA.

Siegrist Jean Jacques : Die Gemeinde Unterkulm und das Kirchspiel Kulm.
Ein Beitrag zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Wynental. Mit Karten, Plänen, Tabellen und Textabbildungen. Aarau, Keller Verlag 1957. 279 S.

Unterkulm liegt mitten im aargauischen Wynental. Die Gemeinde ließ vor zwei Jahren ihre Ortsgeschichte schreiben. Sie beauftragte damit Dr. Jean Jacques Siegrist, den ausgezeichneten Kenner landwirtschaftsgeschichtlicher und dörflich-rechtlicher Fragen.

In Kulm wie im übrigen Wynental lassen sich menschliche Spuren bis ins Neolithicum (3. Jahrtausend v. Chr) zurückverfolgen. Diese Jäger und Bauern gehörten zum keltischen Stamm der Helvetier. Sie waren es, die dem Fluß den Namen Wina gaben, d. h. « die sich windende ». In Oberkulm stand ein gallorömischer Gutshof mit einem Flächenmaß von 400-450 ha.

Sein Herrenhaus maß 123 m in der Länge und 27 m in der Breite. Es war mit Mosaiken und Freskomalereien geschmückt. Dieser Herrenhof hieß « columbarium » (Taubenschlag) oder « villa columbaria » (Taubenfarm). S. zeigt anhand zahlreicher Urkundenbelege die Entwicklung des Namens von « columbarium » bis zu seiner noch heute gebräuchlichen Form Kulm, die bereits Ende des 14. Jh. erwähnt ist. — Zwischen 350 und 400 wurde die Siedlung wahrscheinlich verlassen oder zerstört. Im 5./6. Jh. wanderten Alemannen ein, Vertreter eines alemannischen Herrengeschlechtes mit freien und unfreien Gefolgsleuten. Es entstand die alemannische Mark. In zäher Arbeit rodeten die Leute. Ihre Namen haben sich in den Hofnamen erhalten. Im abgelegenen Nordteil der Mark Kulm entstanden Einzelhofsiedlungen (Steckhöfe). Grundherrlicher Mittelpunkt der Mark war der Herrenhof im späteren Unterkulm. Hier gebot der Vertreter eines alemannischen Herrengeschlechtes. Seine Rechtsnachfolger wurden die Aargau-Grafen, später ihre Erben, die Lenzburger.

Die Lenzburger kamen aus dem Gasterland. Sie erhoben den Markhaupthof zum gerichtlich bevorzugten Meierhof. Noch vor 1045 kam es zur Trennung der Mark Kulm. S. führt die Teilung auf die Schenkung namhafter Rechte am Kulmer Meierhof an das gasterländische Stift Schännis zurück, das unter der lenzburgischen Kastvogtei stand. Trotz der beginnenden Trennung verblieb den beiden Marken noch manches Gemeinsame, wie etwa die Kirche. Die Namen Oberkulm (1295) und Unterkulm (1306) tauchen in den Urkunden recht spät auf. Es ist verständlich, daß in der Ortsgeschichte von Unterkulm das benachbarte Oberkulm häufig erwähnt wird.

Auf die Lenzburger folgten die Kiburger, diesen die Habsburger. Mit der Eroberung des Aargaus kamen 1415 auch Oberkulm und Unterkulm unter die Herrschaft Berns. Seit 1803 gehören die Gemeinden zum Kt. Aargau. Unterkulm sicherte sich im ganzen Wynental eine Vorrangstellung: es wurde Bezirkshauptort.

Von größter Bedeutung war im mittelalterlichen Kulm wie auch in nachreformatorischer Zeit die Kirche. Wann das Kulmer Gotteshaus gegründet wurde, ist unbekannt. Nur archäologische Forschungen könnten uns nähern Aufschluß geben. S. rechnet mit der Möglichkeit einer gallo-römischen Siedlungskirche oder mit einer bischöflichen Taufkirche. Diese würde genossenschaftlichen Bestrebungen in alemannisch-fränkischer Zeit ihre Entstehung verdanken. Das Martinspatrozinium scheint auf ein hohes Alter hinzuweisen. In Kulm, wie übrigens in verschiedenen andern heute reformierten Kirchen, nennen keine Quellen den Kirchenpatron. Im 17. Jh. ist jedoch von Martinsgütern die Rede. 1641/42 stiftete die längst reformiert gewordene Kirchgemeinde Kulm dem damals renovierten Pfarrhaus eine farbige Scheibe mit dem Kapitelswappen und auch eine solche mit dem Bilde des hl. Martin. Das Martinspatrozinium für Kulm darf als gesichert gelten.

Die Kirche Kulm geriet offenbar im ausgehenden Frühmittelalter in die Hände weltlicher Großer, die sich vor allem um die Einkünfte des Gotteshauses interessierten. Das Gotteshaus wurde sogenannte Eigenkirche. In gewandter Beweisführung erbringt S. den Nachweis, daß es sich bei diesen Obereigentümern um die Grafen von Tierstein gehandelt haben muß, und

zwar noch vor der Teilung ihres Hauses. Sie liehen ihre Rechte und Einkünfte am Kulmer Gotteshaus weiter. So treffen wir später im Besitze von Laienzenhnten die Freien von Rüssegger wie die Herren von Mülinen. Schließlich verkauften die Herren von Mülinen den Kirchensatz im Jahre 1478 an das Stift Beromünster. Auf recht seltsame Weise und offenbar auf Veranlassung Berns wanderte dann 1489 das Kulmer Patronatsrecht in den Besitz des Chorherrenstiftes Zofingen.

Das Gotteshaus zu Kulm stand mit seinem Kirchhof im Dorfkern. Der Kirchturm überragte die hölzernen, mit Stroh gedeckten Häuser. Er weist in seinen untersten zwei Geschoßen romanischen Fugenstrich auf. Im 13./14. Jh. setzte man drei weitere Geschoße darüber, um 1500 erhielt der Kulmer Kirchturm seine heutige imposante Gestalt. Stolz waren die Kulmer auf die Turmuhr mit Schlagwerk, die 1530 eingerichtet, und wie die Glocken, mit Klauenfett und Baumöl gepflegt wurde. Die älteste, heute noch erhaltene Glocke stammt von 1502. Der quadratische Chor der Kirche datiert aus dem 13./14. Jh., das Kirchenschiff wurde um 1500 zum heutigen Raum erweitert. Auch Pfrundhaus und Beinhaus werden in ihrer wechselvollen Geschichte geschildert.

Der Liber decimationis von 1275 erwähnt Kulm erstmals als Pfarrei. Sie gehörte im Mittelalter zum Dekanat Aarau-Reitnau, seit der Glaubenstrennung aber zum Kapitel Suhr. 1404 wird eine Marienkaplanei erwähnt. S. nimmt an, diese Pfründe sei schon in der 1. Hälfte des 14. Jh. entstanden, als die Bevölkerungszahl von Kulm zugenommen hatte. Wenig berichten die Quellen ferner über die Filialkapelle in Zetzwil, deren Patron bis heute unbekannt geblieben ist. Dagegen wissen wir, daß auf der Trostburg, die ebenfalls in den Kirchsprengel Kulm gehörte, Hans von Hallwil 1491 eine dem hl. Johannes dem Täufer geweihte Schloßkapelle stiftete, die 1509 sogar ihren eigenen Kaplan erhielt.

Güter und Einkünfte nannten zu Kulm ihr Eigen das Stift Schönenwerd, die Johanniterkomturei Klingnau-Leuggern, das Johanniterhaus Biberstein, die Stifte Beromünster und Schännis, sowie das Kloster Muri. Recht spärlich fließen die Nachrichten über die mittelalterliche Kirchengeschichte Kulms. Umso mehr staunt man, mit welchem Geschick es dem unermüdlichen Forstner gelungen ist, Entscheidendes über die Entstehung einer eigenen Kirchengemeinde (um 1300), über den Kirchenzenhnten, die Verwaltung und Verteilung der kirchlichen Einkünfte, wie auch über die Einkommensverhältnisse des Pfarrers zu sagen. (Bei der Erwähnung der Stolgebühren setzt der Verfasser beim «Beichtgeld» mit Recht ein Fragezeichen!) Tabellarische Zusammenstellungen wie etwa über die Entwicklung des Kirchenzenhntens von 1489-1740 vermitteln ein besonders anschauliches Bild. Interessant sind ferner die präzisen Angaben, welche die Einordnung der Kulmer Pfarrei unter die bescheiden dotierten Pfründen erlauben.

Nicht unbesehen übernahmen die Kulmer 1528 den neuen Glauben. Mit dem übrigen Gebiet der Grafschaft Lenzburg stimmte auch diese Pfarrei 1524, sowie im Januar und Mai 1526 für das Festhalten am alten Glauben. Der Kulmer Kirchherr Rudolf Kißling aber unterschrieb die zehn Schlußreden der Berner Disputation vom 6. Januar 1528. Seine Pfarrkinder wünsch-

ten jedoch bei der Messe zu bleiben und wichen nur der obrigkeitlichen Machtverfügung. Noch im Juni 1528 anerboten sich einige Kulmer, auf ihre Kosten die Messe wiederherzustellen. Bern brachte durch seinen auf der Lenzburg gebietenden Landvogt den Widerstand zum Schweigen. Die Heiligenbilder wurden in jenem Sommer nach Beromünster gebracht. Der katholische Glaube wirkte lange nach. Das Martinspatrozinium war noch 1641 unvergessen. 1577/78 hören wir vom Unterhalt eines Helgenhüsli im Oberkulmer Twing.

Rasch aber breitete sich im obern Wynental das Täufertum aus, dem auch mit teilweiser Verbannung seiner Anhängerschaft nach Mähren nicht beizukommen war. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges erhielt es neuen Auftrieb, was 1646 zur dramatischen Verhaftung des Täuferführers Hans Stenz führte. Im 18. Jahrhundert war es der Pietismus, dem sich viele Kulmer zuwandten. Wir vernehmen hierüber wertvolle Einzelheiten. 1806/7 und wiederum 1817 begeisterte die pietistische Erweckungstätigkeit der Baronin von Krüdener viele Leute, noch 1823 hören wir von pietistischen Versammlungen in Kulm.

Leider schweigen die mittelalterlichen Quellen über Gottesdienst und religiöses Leben in Kulm gänzlich. Der Verlust des Jahrzeitenbuches ist besonders zu bedauern. So müssen wir uns mit den interessanten Schilderungen kirchlichen Lebens aus der Epoche nach der Glaubentrennung begnügen. Wir vernehmen hier manch köstliche Einzelheiten, so etwa über die Pflege der Kirchenmusik. Auch dem Schulwesen und der sozialen Tätigkeit hat S. große Aufmerksamkeit geschenkt.

Die vorliegende Besprechung möchte vor allem die kirchengeschichtlichen Ergebnisse betonen. Auf anderes sei daher nur kurz hingewiesen. Die Quellen sind mit beispielhafter Gründlichkeit zusammengetragen worden. Keines der zahlreichen Probleme wurde übersehen. Die Landwirtschaftsgeschichte beansprucht in einer so ländlichen Gegend natürlich besondere Beachtung. Aber auch die dörfliche Rechtsgeschichte, die Bevölkerungsstatistik, die Entwicklung von Gewerbe und Industrie usw. sind eingehend geschildert. Einen besondern Hinweis verdient das Kulmer Flurnamenverzeichnis mit seinen ausgezeichneten Erklärungen. S. erläutert seine Darlegungen zudem durch zahlreiche Karten, tabellarische Übersichten und Verzeichnisse. Die Schrift ist schön gedruckt und geschmackvoll illustriert. Schade, daß die Gemeinde sich nicht entschließen konnte, den Wunsch des verdienten Autors nach einem Orts- und Personenregister zu erfüllen. Das detaillierte Inhaltsverzeichnis bietet keinen Ersatz. Das soll aber keineswegs heißen, die Gemeindebehörden, die eine solch vortreffliche Ortsgeschichte ermöglichten, verdienten nicht volles Lob. Im Gegenteil: Die Bedeutung dieser Arbeit reicht weit über die Gemarkungen Ober- und Unterkulms, des Wynentals und selbst über die aargauischen Grenzen hinaus. S. hat damit erneut bewiesen, wie wertvoll die Ergebnisse gründlicher ortsgeschichtlicher Forschung sind.

ALFRED HÄBERLE.